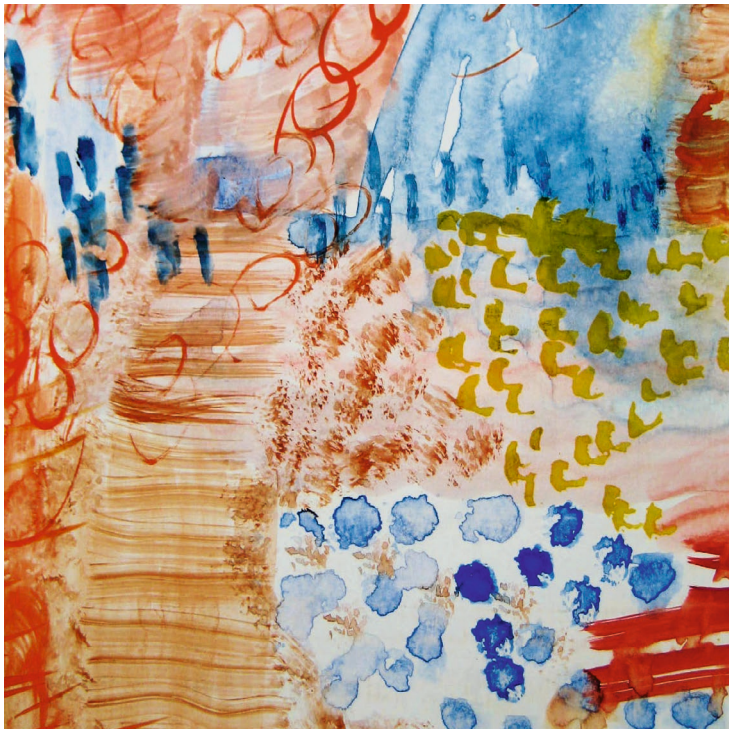
gelitten

Ja, gelitten habe ich.
Lass mich erinnern.
Lass mich dir erzählen.

Ein Krisenmemoir mit einem Hauch Mango

BARBARA OSSEGE



Sommer abnehmender Leichtigkeit

Gin Tonic Launigkeit

Es ist eine wohlige Nacht. 2000. Diana, eine große Frau, schön von räuberischem Charme, wie ich mir die römische Göttin der Jagd, deren Namen sie trägt, vorstelle. Sie steht neben mir auf einer Brücke in Berlin Mitte. Ich werfe im hohen Bogen meine Bierflasche in die Spree. Brülle dabei. Unartikuliert. Hauptsache laut. Diana klatscht, sagt, „mach weiter, lass raus." Hier, nachts um drei Uhr, vielleicht etwas früher oder später, soll sich etwas ändern. Wir hatten gerade *Chicks de Lux* in der *Kalkscheune* verlassen, die chicste Lesbenparty im coolsten Club. In diesen Sommernächten besonders beliebt der Innenhof. Wir standen, meist mit einer Berlin typischen Bierflasche in der Hand, herum. In Grüppchen oder paarweise. Blicke schweifen lassend. Ich hatte getanzt. Ich hatte einen Gin Tonic getrunken, höchstwahrscheinlich zwei, bevor ich zum Bier überging. Ich hatte geflirtet, besonders mit der schönen Jägerin, wenn es möglich war in unserer On-Off-Bezogenheit. Ich hatte mich unterhalten. Sicher mit Inez, der besten Freundin. Groß wie ich. Kurzes Haar. Brille. Und Kopfmensch. Wie ich. Nie endendes Tratschen, Reden, Lachen und dann wieder tanzen gehen.

Ermüdende Herzlosigkeit
Dort in der *Kalkscheune* war ich kurzfristig frei und leicht. Aber nie hielt es lang. Und ich kam zurück zu meinem Herzbruch. Ach, was sag ich, nein, nicht Bruch, sondern Klau und jetzt lebte ich ohne Herz und alles rundherum brach ein. Mehr und mehr. Ich fühlte mich im freien Fall und fürchtete einen Aufprall und Zersplitterung in kleinste Teile, ohne jemals wieder zusammengesetzt zu sein. Fast ein Jahr lang litt ich inzwischen unter der Trennung. Vermisste sie. Conny. Fand keinen Weg heraus. Diana, mit ein Grund der Trennung, hatte Geduld. Auf dieser Brücke zu brüllen und die Bierflasche in die Nacht zu schmeißen, war für sie, war für mich so etwas wie ein Hoffnungsschimmer. Dass ich loslasse. Endlich. L O S L A S S E . Dass ich zu mir zurückkehre. Ganz. Aufhöre mit meinem Zurückziehen, wenn ich niemanden ertrug. Auch sie dann nicht. Wie ich mich allen so und so immer wieder entzog. Um am Schreibtisch zu sitzen, Artikel zu schreiben, Vorträge, Seminare vorzubereiten. Ausgehen war das Ab-und-Zu-Gegenprogramm. Wenn ich auch schlussendlich wieder an diesen Schmerz schrammte. Dass Conny gegangen war, führte zu einer zunehmenden Zerrüttung. Als würde es mir das Leben nehmen und nichts konnte ich dagegen tun. Diana und ich kehrten zur *Kalkscheune* zurück, trafen Inez, tanzten, tratschten, tranken und dann im Hellwerden für einen nächsten Sommertag schnappten wir uns unsere Räder, kurvten aus Mitte hinaus, um die leichte Steigung des Weinbergweges zu nehmen, um im Prenzlauer Berg zu landen. Inez, die sportlichste und schnellste, Diana, die rücksichtsvolle und ich hinterher trödelnd.

Freie Nächte
Ich war 38 Jahre alt. War zwei Jahre zuvor aus Wien mit Conny in ihr Berlin gezogen. Hatte inzwischen ein Leben etabliert. Freund*innen, die mich ertrugen, auch wenn sie sich ewig und noch einmal die Trennungsgeschichte anhören konnten. Sie nahmen mich mit durch die Stadt, die im Sommer am aufregendsten von allen ist. Komm bei deinem ersten Besuch nicht im Winter nach Berlin. Nimm den Sommer, wenn du die Wahl hast. Lass dich treiben. Mit einem Grüppchen von Leuten. Zu einem Club, Hinterhof, Fabriketage, weil Ausstellung, Konzert oder Party. Dann doch Anschluss verlieren und mit ein, zwei Leuten zu einem Spätverkauf, der erst schließt, wenn das Straßentreiben nachlässt. Dort hängen bleiben, Bier kaufen, mit Anderen reden. Oder schon längst mit einer nach Hause gegangen. Oder weiterziehen. In eines der Lokale in der Straße zum Kotti. Wie ich oft ins *Hasir* in der Albertstraße. Auf eine Linsensuppe. Und immer, denn meistens war Inez dabei, meckerte sie bei der wässrigen Suppe und fragte, immer, „Wo sind die Linsen?“. Ich, grinsend, schüttete etwas Essig hinein und schlürfte. Hauptsache heiß und der Alkoholdusel im Kopf legte sich. Danach konnten wir weiterziehen. Ins *Roses* vielleicht, der mini-kleinen-super-plüschigen Bar neben dem *Club SO36* in der Oranienstraße. Klar, *X-Berg*. Enges Gedränge im Panoptikum queeren Lebens und wir mitten drin. Dann hinaus in das Blau dieser kurzen Sommernächte, die uns gehörten wie die Stadt, die uns alles bot.

Schwerkraft suchend

Also nachhause, ausschlafen und zurück an den Schreibtisch. Mein Ort mit Schwerkraft. Meine von Conny unberührte Landschaft. Ich war vor ihr Soziologin. Ich blieb es nach ihr. Nur Liebende war ich nicht mehr. Sondern ausgeraubt. Kein Herz mehr für das Leben. Sondern hier ein Kopf und Denke, dort eine Lust und Treiben. Denkst du, ich mache es mir zu leicht mit diesem Muster? Ein Hier und dann ein Dort. Du hast recht. Wir sind komplex. Diese Grauzonen. Ja, und gleich wird es kompliziert. Wie bekomme ich das ausgedrückt? Wie kann ich formulieren, wenn mein Fühlen tot war? Weggegangen mit Conny. Aber nein, du hast Recht. Ich sollte genauer hinschauen. Hinspüren. Mein Fühlen war nicht tot. Es war Schmerz. Tiefer, verlassener, einsamer Schmerz. Nicht die Gefühle waren gegangen, sondern meine Idee von Leben. Ein aufgelöster Horizont. Ich stolperte. Ich taumelte. Im Arm von Inez. Am Körper von Diana. In der aufgerissenen Zerrüttung meines Selbst. Also immer wieder zurück an den Schreibtisch. Zurück zu dem, was ich gut konnte. In dem ich eingeübt war über den Schmerz hinaus. Theorien lesen. Notizen machen. Artikel feilen. Daneben ein wachsender Berg von Ausdrucken der Dissertation in Körpersoziologie. Gerburg Treusch-Dieter, Dissertationsbetreuerin, meine Kopf-Mutter, in Wien kennengelernt und Denken noch einmal neu begriffen, inzwischen Freundin geworden, auch in Berlin zuhause. Unsere Treffen betrafen immer alles, Theorie und Praxis und heiter nach Hause kommen. Immer wieder Inez. Bei mir am Abend auf der Terrasse. Orangenlimonade, Weißwein und Zigaretten. Oben Nachthimmel. In der Ferne die Silhouette des Fernsehturms bis seine Strahler ausgedreht wurden und wir weiter diskutierten. Ihre Kunstgeschichte. Meine Soziologie. Unser Verständnisraum von Symbolen, Metaphern und Transformation. Aber später, immer wieder, kippte ich in meine Herzlosigkeitsgeschichte. Die hörte auch nicht auf, als das erste Jahr mit all den Härtedaten vorüber war. Auch Connys Geburtstag im Sommer. Eine Müdigkeit wurde bleiern. Schlief mehr, ohne erholter aufzuwachen. Das Schreiben geriet ins Stocken. Ich hörte auf mit dem Treiben.

Auflösungstendenzen

Stehe am Morgen auf, mache Kaffee, gehe auf die Terrasse mit Becher und Buch. Ein Morgen der Verheißung. Heute wird ein guter Tag. Heute werde ich weiterdenken und schreiben als gestern. Von der anschwellenden Hitze in die Wohnung getrieben. An den Schreibtisch. Zunehmende Langsamkeit im Denken. Unlust auf Texte. Duschen kann helfen. Haushalt machen kann helfen. Auch Einkaufen. Aber immer häufiger im Supermarkt unentschieden zwischen Regalen stehen. Hunger ohne Appetit. Mit Standarddingen zur Kasse. Kaffee, Brot, Butter, Käse. Tomaten vielleicht noch. Natürlich auch Katzenfutter und ein Päckchen Camel. Durch die *Kulturbrauerei* schlendern bis zur Danziger Straße, um im Bogen zurückzugehen. Schaufensterbummel in der Kastanienallee. Soziologie Kongress und meine Lehrveranstaltung stehen in Wien bevor. Ich hatte abgenommen. Neue Bluse, neue Hose? Aber nein, heute ist kein Tag für Ausziehen, Anprobieren und zum Kauf entscheiden. Nicht besser Cappuccino trinken? Oder Falafel essen? Mit Erleichterung vor dem *Schwarzsauer* auf Mehri im Bekanntenkreis treffen, dazu setzen, mittratschen.

Später mit Mehri aufbrechen, sie vor ihrem Haus verabschieden, ein paar Häuser weitergehen. Fünf Stockwerke hinauf bis außer Puste. Emma, die Katze, versorgen. Ins Bett fallen. Dem Schreibtisch, dem Plagen und Abmühen ausgewichen. Ist die Wohnung geputzt, der Schreibtisch feindliches Gebiet, der Kühlschrank voll, geht auch mit Buch ins Bett legen. Bleistift in der Hand zum Markieren von Ideen, die mich weiterdenken lassen. Meist vor einer ersten Stelle schon einschlafen. In der angenehmen Siesta-Hitze der Dachwohnung aufwachen. Ins Bad gehen. Gesicht mit kaltem Wasser waschen. In den Spiegel blicken. Augenringe. Eingefallene Wangen. Sollte ich nach dem Schlaf nicht entspannter aussehen? Was ist los? Aber was soll schon los sein. Das ist mein Sommer zunehmender Zerrüttung. Spuren werden sichtbar. Dann die üblichen Handgriffe fürs Zusammenpacken. Inez hat Schlüssel für Emma. Mit dem Auto nach Wien. Auch mit dem Vorsatz, dort zu einer Ärztin zu gehen. Die walnussgroße Schwellung am Kinn untersuchen lassen. Den immer wieder schlechten Mundgeschmack erwähnen. Nicht vergessen die zunehmende Geruchsempfindlichkeit. So und so die Appetitlosigkeit.

Winter der Erstarrung

Plattenepithelkarzinom. Künstliches Koma. Radikale Neck Dissection. Tracheotomie. Künstliche Ernährung. Strahlentherapie. Lymphknotenmetastase. Kobalt 60.

Auszug aus **Patientenbrief** für Barbara Ossege vom 23.11.2000 und **Befundnachricht** vom 09.01.2001 **Diagnose** Tiefsitzendes Plattenepithelkarzinom mittlerer Reife der rechten Tonsille mit Lymphknotenmetastase usw. **Operation** 16.10.2000 in Rückenlage, Kopfüberstreckung, Tonsillenspatel usw. Erschwerte Intubation usw. Incision im vorderen Gaumenbogen, Ausschälen der vergrößerten sulzigen Tonsille usw. Erweiterung des Schleimhautschnittes nach cranial usw. usf. Drehung des Kopfes zur linken Seite usw. Caudal konvexer Schnitt von der Mastoidspitze in die Submentalregion usw. Durchtrennung des unteren Muskelansatzes usw. Durchtrennung der Vene, Aufwärtspräparation entlang der Carotisachse usw. usf. Einschichtiger Wundverschluss usw. Saugdrainage über der Clavicula ausgeleitet, zweischichtiger Wundverschluss, Wickelverband, antibiotische Abschirmung usw. **Postoperativer Verlauf** intubiert und beatmet, verlegt auf die Intensivstation, massive Beatmungsprobleme usw. Tracheotomie usw. kleinfleckiges konfluierendes Verschattungsmuster usw. fragliche Atalektase usw. respiratorische Insuffizienz usw. auf Intensivstation rücktransferiert usw. Wundrevision am Hals rechts mit Hämatomentfernung usw. **Entlassung** 02.11.2000. Empfehlung Strahlentherapie

Gerburg Treusch-Dieter in einer Mail an unsere gemeinsame Wiener Freundin Christine: „Ich sehe immer noch Barbaras große Augen vor mir, als sie auf der Intensivstation noch nicht sprechen konnte, aber alles mit den Augen sagte, die alles, was wir schon immer ‚untersuchten', ausdrückten: ich bin ‚Objekt', hier geschieht etwas mit mir, was nicht ‚ich' bin. Sie war so fremd in dieser ‚Umgebung', so unschuldig, so leidend, so traurig und so aufmerksam, was mit ihr geschieht. Es ging mir durch und durch, weil solche Veränderungen nicht zu begreifen sind, und mit allem, was

da ‚Körper' heißt, nichts zu tun haben, und doch: es ist diese plötzliche Reduktion, dieser vollständige Bruch mit allem, was selbstverständlich war. Es war die ‚Gegenwelt', aus der sie blickte ..."

13.11. bis 22.12.2000 ambulante **Strahlentherapie** mit Kobalt 60, Hals rechts und links usw. X Y Z gegen Schmerz/Übelkeit/Pilzerkrankung/Austrocknung der Schleimhäute/zur Blutbildung usw. Ambulante Infusionstherapie mit Elektrolyten und Schmerzmitteln bis 09.01.2001.
Das erste Jahr alle drei Monate Kontrolluntersuchungen, danach alle sechs Monate, dann jährlich, fünf Jahre insgesamt.

Jahreszeiten unterschiedlicher Lebendigkeit

Eingewöhnen
Zurück in Berlin.
2 Kleidergrößen dünner.
Gesicht im Spiegel meiden, fremd geworden.
Aber beäugen der feinen Narben am dünnen Hals.
Brauche Kräftigung, will Stärkung.
Speiseplan langsam erweitern.
Täglich Mauerpark.
Bis zur Brücke zum Wedding.
Zurück mit Blick auf den Fernsehturm.
Die ersten Male dick eingepackt. Vorsicht beim Gehen.
Will nicht stolpern. Aufschlagen. Zerbrechen.
Lege Ausdauer an den Tag.
Das Gehen wird schneller.
Frühling kommt.
Gesund sein ist jetzt Parole.
Gesund leben wird zur Hauptbeschäftigung.
Ausreichend Luft & Licht, ausgewogenes Essen, genug Schlaf.
Alles wird besser. Langsam besser.
Nur eines nicht: Lesen-Denken-Schreiben.
Klappe die Bücher zu. Lasse den Schreibtisch sein.
Fange einen Job an und arbeite mit Menschen.
Auch verliebe ich mich wieder. Bis zum Lieben. Sogar Zusammenziehen.
Dann endlich wieder reisen, was meines ist.
Djerba. Hurghada. Bis nach Sri Lanka.

Dazwischen
Aber
Immer wieder
Aber
Zwar seltener
Aber

Besonders im Herbst
Als greife eine Erinnerung aus meinem Körper.
Verschluckt mich an einen Ort. In ein Koma-Land.
Bild: Als gäbe es Schneewittchen in mir.
Im Glassarg. Sieht alles. Spürt nichts.

Keine Frage, das Lieben hilft. Das Arbeiten hilft. Neu: Auch Buddhismus und Meditation.
Bin kräftig geworden. Auch sicherer. Fahre mit dem Rad durch Berlin. Geh auch mal wieder Tanzen.

Aber
Immer wieder
Verschluckt ins Koma-Land.
Lasse mich beraten. Psychoanalyse ist das Ergebnis. Finde eine Therapeutin und dann beginnt es. Meine Analytikerin wird zur Wächterin, wenn ich, auf ihrer Couch liegend, eintauche ins Erinnern. Auf mich treffe und das Fremde. Sprache finde. Immer klarer und detaillierter. Immer im schützenden Blick der Analytikerin. Mir bekannter werde. Wärmer werde. Bis in den Glassarg hinein. Aufstehe und wieder mehr wollen. Vor allem Schreiben wollen. Nicht mehr ohne Heft und Stift sein. Mehr Ich sein. Und dann, Beziehung vorbei und nicht arg gelitten. Wohnung umgestaltet. Urlaub angespart. Und Aufbrechen. Indien. Von Chennai bis Mumbai. Fast sechs Wochen. Das ist der Winter 2008/09.

India and the Holy Cow

Ich reise aus einem Kalt und Grau in die Wärme. In ein Farbenmeer. Besonders der Saris tamilischer Frauen. Anziehend für meinen Blick das Ineinanderfließen von Rot Pink Orange. Erstaunen bei den Tempelanlagen mit ihren riesigen Türmen, wie Landungskoordinaten für Außerirdische. Der Golf von Bengalen, überraschend warm, aber ungestüm, und ich schwimme mit Vorsicht. Tropische Landschaft und dicht, so dichte Städte. Nicht zu vergessen, die kleinen Stände mit köstlich heißem Tee und ein Schwätzchen mit Rikschafahrern. Kaum allein sein. Angesprochen werden und ich gewöhne mich an die Melodie und die Fragen und die Neugier. Aber die Sprache wird mir nicht vertraut. Bevor ich Hallo, danke, ja, mir geht's gut lerne, reise ich ins nächste Bundesland. Da verstehe ich: Indien ist nicht nur groß, sondern krass vielfältig. Von Tamil Nadu nach Kerala ist ein Wechsel wie von Italienisch ins Spanische. Aber hier wie dort ein Verkehrslärm aus knatternden, ächzenden Motoren, unterlegt von Klingeln, Hupen und Dröhnen, denn welches Vehikel auch immer ein anderes überholt, kündigt sich lautstark an. Ich werde lernen, mich mit den Ohren zu bewegen und nicht auf Verkehrsschilder zu achten. Weiche ich aufs Land aus, werde ich mitten in der Nacht von aufgeregtem Hundegebell geweckt und im Morgengrauen höre ich Frauengesang vom nächsten Tempel. Ausgesetzt bin ich auch den Gerüchen. Klar, den unangenehmen der Städte in Hitze. Dann plötzlich vermischt mit dem Duft brennender Räucherstäbchen auf kleinen Schreinen an

Hausmauern. Oder dem Essensgeruch von einem improvisierten Stand und ich reihe mich ein und probiere aus kleinen Schalen Kichererbsen in köstlicher Soße. Zurück in der Stadt finde ich Ruhe in Tempeln, werde eingehüllt von Weihrauch, Sandelholz und Kampfer. Dezent die Gerüche der Menschen mit mir im eng gedrängten Bus, frisch nach Seife und auch immer wieder nach Jasmin von Girlanden im langen Zopf. Dazu werde ich schnell krank. Erkältung mit dumpfem Husten. Fieberblasen, einmal rundherum um die Lippen. Immer wieder Diarrhö.

Als ich im Flieger zurück nach Europa sitze, fühle ich eine Erleichterung, das die Nervosität sich legen wird, die Sinne zur Ruhe kommen und ich ganz zu mir. Aber so wird es nicht. Mother India hat mich etwas erfahren lassen. Auf meinem Weg nach Mumbai hielt ich in Gokarna, einem hinduistischen Wallfahrtsörtchen mit tollen Stränden. Ich saß am Kudle Beach, hatte gerade eine Mango gegessen. Bevor ich wusste, wohin mit dem doch eigenartigen Mangokern, der so viel Fruchtfleisch bei sich hält, kam eine braune, schönäugige Kuh. India and the holy cow! Selbstverständlich hielt ich ihr meine Hand mit dem Mangokern hin und sie nahm ihn auf. Ich ging schwimmen, auch um mir meine verklebten Hände zu waschen. Als ich zurückkam, lag frei von Fasern der Mangokern auf meinem Tuch und die Kuh schritt langsam davon. Es ist eine Szene, in der ich mich in den Sand setze, aufs Meer blicke und tief zufrieden bin. Erst mit der Zeit ist mir klar geworden, was ich da fühlte: Ich darf einfach sein und alles ist gut. Bei dieser Reise in Indien erfuhr ich wie bei jeder weiteren Reise über Poren, Sinne und mit allen Nerven, dass ich zurück im Leben bin und nicht mehr auf mich aufpassen muss. Auch wenn es mir mal nicht gut geht. Auch wenn ich mal mit Einsamkeit kämpfe. Dort oder hier. Darf alles sein.

20 Jahre später

Es ist Herbst 2020. Es ist nicht das erste Mal, dass ich über diese Zeit schreibe. Aber es ist das erste Mal, dass diese meine Geschichte hinausgeht. Was ich mir wünsche, ist, dass du mich hörst. Hörst, dass ich einen Weg finde, mich zu erzählen. Was ich mir wünsche, ist, dass vielleicht auch du einen Stift nimmst und dich schreibst oder malst oder dass du dich singst oder tanzt ...

Ich glaube nicht an Krise als Chance und dann leben wir wahrhaftiger. Ich glaube, dass wir alle Krisen erleben. Aber wir haben keine Kultur unserer Narben und Blessuren. Vereinzelt haben wir uns aufzumachen, damit leben zu lernen. Mein Weg ist, meinen ganz eigenen Ton zu zulassen, eine Sprache zu finden und zu schreiben. Das ist nicht immer leicht. Klappt auch nicht immer. Aber wenn, dann hat es etwas Befriedigendes. Selbstverständliches. Wie der Mangokern auf meinem Tuch in Indien.

© baosse

Barbara Ossege, Jg. 1962, in Wien aufgewachsen.
Fast 20 Jahre in Berlin gelebt, jetzt zurück in Wien.
Soziologin & Soziotherapeutin, inzwischen ist Schreiben Lebensmittelpunkt, u.a. als Bloggerin der Erkundungen auf baosse.net
Demnächst gibt es thefeministroom.com als Schreib-Übungs-Raum für Frauen-Leben-Geschichten und unser Blick auf Welt.